

Till Bastian
Wir und die anderen Tiere

Sachbuch Psychosozial

Till Bastian

Wir und die anderen Tiere

**Über die toxische Beziehung
des Menschen zu seiner Umwelt**

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Vollständig überarbeitete und erweiterte Neuauflage
der 2003 unter dem Titel *Der Mensch und die anderen Tiere* erschienenen Erstausgabe
(Zürich, Pendo)

© 2020 Psychosozial-Verlag, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Rudolf Wacker, *Stilleben mit Haubensteißfuß*, 1928

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-2892-1 (Print)

ISBN 978-3-8379-7692-2 (E-Book-PDF)

Inhalt

Vorwort

Menschen, Tiere, Menschentiere ...	11
Ein Nachtrag zum Gebrauch dieses Buches	21
Und auch das könnte noch wichtig sein	21

Auftakt und erstes Kapitel

Ende und Neustart der Wölfe	23
Woher all die Angst?	23
Wölfe und Werwölfe	26
Ein erfolgreicher Kriegszug	28
Der Wolf als Antipode	32
Eine Alternative zur »Rotkäppchen«-Erzählung	34
Der Vernichtung entgegen	35
Vernichtung der Wölfe als Vernichtung der Wildnis	37
Noch einmal: Ist der Mensch des Menschen Wolf?	40

Zweites Kapitel

Die Krone der Schöpfung	43
Die unbekannte Biosphäre	47
»Macht euch die Erde untertan ...«	50
Menschen und Emsen	51
Zum Abschluss also abermals: Der Mensch-Tier-Vergleich	54

Drittes Kapitel

Verwandlungskünstler und Fabelwesen	61
Totem und Chimäre	66
Von den Harpyen zu Hitlers Wahngewesen ...	68
Zwei literarische Zeugnisse	73
Die Renaissance der Chimären in der modernen Volkskultur	74
Zurück zu den Anfängen	76

Viertes Kapitel

Von Menschen und Mäusen	81
Die Wurzeln der »Tierliebe«	85
Tiere vor Gericht	89
Romantik und Tierliebe	92
Wege und Abwege	96
Die Tierliebe der Menschenhasser	97
Der Mensch als Allesfresser	100
»Ich esse meine Freunde nicht«	103
Gleiches Recht für alle?	104

Fünftes Kapitel

Beziehungsdramen	109
Die Grenze lockt zur Übertretung ...	111
Verführerische Waldmenschen	113
Penisse mit und ohne Knochen	115
Von alten Riten und Kulturen ...	119

Sechstes Kapitel

Das schweinerne Herz	125
Der Vorhang hebt sich ...	126
Tierische Beiträge zur Humanmedizin	129
Möglichkeiten und Grenzen	132

Siebttes Kapitel

Der vierte Reiter	135
Unerfüllte Hoffnungen	140
Wirte, Vektoren und Spediteure	143
Mikroorganismen und Klimakatastrophe	146
Die Reiter der Apokalypse	149
Ein bezeichnender Rückschlag	151

Achtes Kapitel

Die Pandemie	155
Frühe Warnungen gab es reichlich	156
Virenschleuder Schlachthof	158
Der Tier-Mensch-Übergang	160
Die Tiere werden frecher!	161

*Neuntes Kapitel***Der Rinderplanet**

163

Waffen, Mord und Totschlag

167

Vom »Hausrind« zum Corned Beef

169

*Zehntes Kapitel***Was steckt in der Beziehungskiste?**

177

Zusammenfassende Bemerkungen**zum Verhältnis zwischen Mensch und Biosphäre**

Einfühlung in Tiere – möglich, aber unerwidert!

179

Wie wir Tiere verwenden

181

Wie sieht nun eine faire Mensch-Tier-Beziehung aus?

182

Kommen wir zum Schluss

183

*Schlusswort***Einsam durch den Weltraum?**

185

Literatur

191

Als Vorspruch: *Anto-logie*

»Im Anfang lebte, wie bekannt
als größter Säuger der *Gig*-ant.

Wobei *gig* eine Zahl ist, die
es nicht mehr gibt – so groß war sie!

Doch jene Größe schwand wie Rauch.
Zeit gabs genug – und Zahlen auch.

Bis eines Tags, ein winzig Ding,
der *Zwölf*-ant das Reich empfing.

Wo blieb sein Reich? Wo blieb er selbst? -
Sein Bein wird im Museum gelb.

Zwar gab die gütige Natur
den *Elef*-anten uns dafür.

Doch ach, der Pulverpavian,
der Mensch, voll Gier nach seinem Zahn,

erschießt ihn, statt ihm Zeit zu lassen
zum *Zeben*-anten zu verblassen.

O >Klub zum Schutz der wilden Tiere<,
hilf, daß der Mensch nicht ruiniere

die Sprossen dieser Riesenleiter,
die stets noch weiter führt und weiter!

Wie dankbar wird der Ant dir sein,
läßt du ihn wachsen und gedeihn, –

bis er dereinst im Nebel hinten
als *Nulel*-ant wird stumm verschwinden.«

Christian Morgenstern (1871–1914)

Vorwort

Menschen, Tiere, Menschentiere ...

»Denn es gehet dem Menschen, wie dem Vieh« – so übersetzte Martin Luther aus jenem Teil des Alten Testaments, der damals noch »Prediger Salomo« genannt wurde (Pred 1,19). In der heute gebräuchlichen »Einheitsübersetzung« heißt der Text »Buch Kohelet«, und die entsprechende Stelle liest sich so: »Denn jeder Mensch unterliegt dem Geschick, und auch die Tiere unterliegen dem Geschick. [...] Beide sind Windhauch« (Koh 1,19).

Diese lakonische Feststellung entstammt also einem der ältesten Texte der Weltliteratur – eine Auskunft, die, wie Salomos/Kohelets gesamte Litanei, in einem Tonfall tiefer Resignation gehalten ist (Immer wieder wird betont: »Alles ist eitel / alles ist Windhauch ...«). Bei näherer Betrachtung erweist sie sich freilich, was das Verhältnis von Mensch und Tier betrifft, als doppeldeutig – nämlich als irrig und als treffend zugleich.

Treffend (im Sinne von richtig, wahrheitsgemäß oder zutreffend) ist sie, weil der Mensch und alle anderen Lebewesen in der Tat eine enge, vielfältig miteinander verflochtene Schicksalsgemeinschaft bilden. Die zur direkten Verwertung des Sonnenlichtes (»Photosynthese«) befähigten Pflanzen liefern die Nahrung, ohne die kein Tier überleben könnte, auch ein vegetarisch lebendes Menschentier nicht; winzige Kleinlebewesen, auch »Mikroorganismen« genannt (die »Darmflora«), sind – auch wenn sie dem Auge verborgen bleiben – unabdingbar notwendig, um diese Nahrung verdauen zu können. Und wenn irgendwann jenes Ereignis eintritt, das als einziges gewiss ist in unserem Leben, nämlich der Tod, dann überführen Fäulnisbakterien die Überreste unserer leblosen Körper wieder zurück in den anorganischen Zustand und schaffen für neues Leben Platz ...

Der Strom des Lebens, der seit Jahrmillionen über unseren Planeten hinwegfließt, erweist sich bei genauerem Hinsehen also als ein vielfältig mit sich selbst verwobenes *Wirkungsgefüge*, innerhalb dessen sogar Jäger

und Beute aufeinander bezogen und letztlich (das soll heißen: stammesgeschichtlich) auch voneinander abhängig sind – und bleiben. Und dennoch ist diese Schicksalsgemeinschaft, die ja erst im Gehirn des Menschentieres zu einem Bewusstsein ihrer selbst gelangen und damit auch zu einem *Problem* werden kann, während sie für alle anderen Tiere schlicht *selbstverständlich* ist, nur *eine* Dimension in einem überaus komplexen und komplizierten Gefüge von Wirkungen, Rückwirkungen und Wechselwirkungen.

Vom Wissen bis hin zum Tun ist es allerdings ein weiter Schritt – jedenfalls bei uns Menschen, die wir uns eben deshalb für die Dauer unserer Lebenszeit mit Konflikten herumplagen müssen, wie sie in der Tierwelt einzigartig sind, beispielsweise mit dem Erkennen der eigenen Inkonsequenz und dem, jedenfalls der Möglichkeit nach, daraus resultierenden schlechten Gewissen ...

Unzutreffend ist die Äußerung des Predigers über das gemeinsame Geschick von Mensch und Tier zumindest deshalb, weil der Mensch sich beispielsweise über jene Gemeinsamkeiten, von denen schon dieser zutiefst melancholische Denker wusste, ohne große Mühe hinwegtäuschen, ja sie auch verleugnen kann. Und weil – wichtiger noch! – zwar der Mensch die anderen Organismen für das eigene Überleben braucht (mag er sich nun über diese Notwendigkeit Rechenschaft ablegen wollen oder nicht), diese hingegen *auf ihn* sehr gut verzichten könnten. Wenn sie mit jenem reflektierenden Selbstbewusstsein ausgestattet wären, das uns Menschen eigen ist – dann täten sie es vermutlich sogar liebend gerne. Denn mit *Homo sapiens*, dem Gegenwartsmenschen, hat zweifellos der größte Störenfried aller Zeiten die Bühne der Weltgeschichte betreten. Obwohl selbst in jeder Hinsicht von der Biosphäre (also vom Ensemble aller anderen Lebewesen) existenziell abhängig, scheut dieser Unruhestifter sich nicht, eben jene Sphäre durch eine Mischung aus Machtgier und Unbesonnenheit schwer zu schädigen, möglicherweise sogar zu ruinieren: ein Trunkenbold, der im Rausch das eigene Haus in Brand steckt und sich dabei noch höchst bedeutend fühlt. So hat er, *Homo sapiens*, neben anderen irreparablen Zerstörungen mittlerweile auch das größte Artensterben seit rund 70 Millionen Jahren in die Wege geleitet. »Wir werden einsam sein«, so hat der Insektenforscher und Begründer der Soziobiologie, Edward O. Wilson (geb. 1929) – wir werden in den nächsten Kapiteln noch viel von ihm hören! –, die Zukunftsaussichten einer Menschheit umrissen, die um kurzfristiger Vorteile willen ein fein verästeltes lebendiges Geflecht grob zusammenstutzt, obwohl sie selber dessen Teil ist (zit. n. Wilson, 1995a, S. 193ff.).

»Wir werden einsam sein« – das ist eine gleichermaßen düstere wie treffende Prognose, die gut zu jener salomonischen Predigt passt und uns das Stichwort zum abschließenden Kapitel dieses Buches liefern wird. Denn Gram ist auch heute noch die Kehrseite der Weisheit, nur leider wird dies in der derzeit allgegenwärtigen »Spaßgesellschaft« viel zu selten wahrgenommen.

Was sind die psychischen Hintergründe dieser seltsamen Ambivalenz, dieser Mixtur aus umfänglicher Abhängigkeit einerseits und andererseits dem Versuch, diese Beziehungen und Bezüge zu leugnen, ja sogar größtensinnig »umzudrehen«, also just das zu vernichten, was man doch so dringend braucht? Dies so tiefgehend wie möglich auszuloten wäre auch heute noch ein Desiderat der Forschung – aber welche Wissenschaftsdisziplin mag dafür zuständig sein? Die Sozialpsychologie herkömmlicher Art jedenfalls hat das Miteinander von Mensch und Tier bis heute weitgehend aus ihrem Blickfeld ausgeblendet. Auf der anderen Seite fällt es nicht schwer, zu belegen (und eben dies wird im vorliegenden Buch dann auch immer wieder versucht!), wie sehr gerade die Grenze zwischen den Arten den Menschen schon immer fasziniert hat – und zwar durchaus in der doppelbödigen Bedeutung des Wortes »Faszination«, dem die Anziehung ja ebenso innewohnt wie die Abstoßung, aber beide Qualitäten sind von großer Intensität. Die großen Friedensutopien der Menschheitsgeschichte beispielsweise, vom Propheten Jesaja (um 700 v. Zw.) bis hin zum Dichter Vergil (70–19 v. Zw.), haben stets auch den *Naturfrieden* beinhaltet: »Da werden die Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Panther bei den Böcken lagern [...] und ein Säugling wird spielen am Loch der Otter« (Jes 11,6–8 – bei Vergil findet sich eine entsprechende Passage in der vierten seiner »Eklogen« – ausführlich hierzu Wülfing, 1989).

Eine derart intensive Sehnsucht nach allumfassender Harmonie wird also – und gerade das muss aus heutiger Perspektive außerordentlich befremdlich wirken! – ausgerechnet von jenem Geschöpf intoniert, das alle ökologischen Gleichgewichtszustände seit seinem ersten Auftreten auf diesem Planeten so heftig stört wie zuvor noch niemand sonst: eben vom Menschen. Dieser ist freilich auch als einziger in der Lage, eine derartige Störung zu bemerken und dann, möglicherweise, als Verlust zu beklagen – als Austreibung aus dem Paradies, als Ende des Goldenen Zeitalters oder wie auch immer: Nahezu alle Mythologien verweisen – als der Versuch, den überwiegend unbefriedigenden Zustand des Weltenganzen zu erklären – auf ein besseres, glücklicheres »damals noch«. Darüber hinaus existieren,

was die Beziehung zwischen den Menschen und den anderen Tieren betrifft, noch die verschiedensten anderen Versuche zu einer geradezu symbiotischen Grenzüberschreitung: Von den sagenhaften Stadtgründerzwillingen Romulus und Remus in Italien bis hin zum Dschungelkind Mowgli in Indien und zu Tarzan (eigentlich der kindliche Earl of Greystoke) in Afrika – immer wieder wird, beispielsweise, von verstoßenen Kindern erzählt, die von hilfreichen Tieren aufgezogen werden (wir werden in einem der folgenden Kapitel mehr darüber erfahren), von ihnen also jene lebensnotwendige Fürsorge erfahren, die ihnen andernorts, nämlich unter ihresgleichen, versagt geblieben ist. Möglicherweise darf man in derartigen kollektiven Rettungsfantasiën eine Art von kreativem Kontrastprogramm zur realen Grausamkeit vermuten, die über Jahrtausende den Umgang des Menschengeschlechtes mit dem eigenen Nachwuchs geprägt hat – man denke nur einmal daran, dass erst Papst Innozenz III. (1160–1216), entsetzt über den Anblick von in großer Zahl im Tiber schwimmenden Kinderleichen, zu Rom die Findlingshospitäler Santo Spirito und Santa Maria in Sassia errichtet hat. In seltsamem Kontrast und doch vielleicht in untergründiger Entsprechung zu den in Ost und West kolportierten Legenden von den »Wolfskindern« wurde dann gerade jenen Wölfen, die Mythologie und Dichtung so oft zu den Ernährern »unschuldiger« Kinder stilisiert hatten, in der Realität besonders übel mitgespielt – auch dazu später mehr.

Die Beziehung zwischen Mensch und Tier orientiert sich freilich nicht alleine am Beispiel von Eltern, Kind und mütterlicher Fürsorge. In der Novelle *Eine Leidenschaft in der Wüste* von Honoré de Balzac (1799–1850) überlebt ein in den endlosen Weiten der Sahara verschollener französischer Soldat in der Höhle eines weiblichen Panthers – »schön wie eine Frau«, notiert der Dichter ausdrücklich; das Tier umsorgt den Veteranen derart eifersüchtig, dass er es schließlich töten muss, um die eigene Freiheit wiedergewinnen zu können. Diese Fährnisse schildert ein Autor, der sein Hauptwerk (entstanden ab dem Jahr 1829) *Die menschliche Komödie* genannt hat. In romantischen Visionen solchen Zuschnitts kann gewiss vieles schwärmerisch erträumt werden – die Wirklichkeit indes sieht eher trübe aus. Das realiter am häufigsten sexuell missbrauchte Tier ist – man höre und staune! – das Haushuhn, vermutlich infolge seiner für diesen Zweck besonders attraktiven anatomischen Eigenschaften. Für das Huhn endet dieser brutale Seitensprung über die Artengrenze allerdings meist tödlich, denn in der Regel wird ihm auf dem (nach männlichem Empfinden!) jeweiligen Höhepunkt dieses Aktes das Genick gebrochen.